

nen Treue widersetzen kann. Und das tut er sowohl in seinen Romanen als auch in seinen Essays, einmal auf der Ebene des individuellen Schicksals und ein anderes Mal auf der Ebene der nationalen Kontexte. Die Art des Widerstands hängt ihm zufolge von der individuellen Lebenshaltung ab, und das ist eine seiner wichtigsten Botschaften.

Der Versöhner – ein Nestbeschmutzer?

Der Schriftsteller Andrzej Szczypiorski in deutscher und polnischer Sicht

Heinrich Olschowsky

Ein Prophet, heißt es, gelte wenig im eigenen Land. Aber paradox erscheint es schon, daß ein polnischer Schriftsteller ausgerechnet beim deutschen Publikum größeres Ansehen genießen soll als zu Hause. Dies ist bei Andrzej Szczypiorski offenkundig der Fall. Seit dem Romanerfolg „Die schöne Frau Seidenman“ war er in Deutschland als Autor populär und in den Medien präsent. Ob bei Lesungen, auf Kirchentagen oder politischen Festakten – Szczypiorski war überall. Sein Tod am 16. Mai 2000 hinterließ eine empfindliche Lücke und löste in Deutschland eine ungewöhnliche Bewegung aus. Denn es ist durchaus ungewöhnlich, daß die ersten Namen der Bundespolitik zum Tod eines ausländischen Schriftstellers sich äußern. Bundespräsident Rau würdigte ihn als „unermüdlichen Streiter für Völkerverständigung, Weltoffenheit und geistige Freiheit“. Einen verdienten Europäer nannte ihn Hans-Dietrich Genscher, und Bundestagspräsident Thierse sagte, Szczypiorski habe viel für die Versöhnung zwischen Deutschen und Polen getan. Daß die Politiker der Literaturkritik ins Handwerk pfuschen wollten, ist nicht anzunehmen. Aber die politische Wertschätzung färbte gewiß auch auf das literarische Ansehen ab. Gleich mehrfach diente das Schlagwort *Versöhner* deutschen Nachrufen als Titel.

Andere Signale vernahm man aus Polen. Die angesehene, um eine sachliche Behandlung deutscher Themen verdiente Breslauer Monatschrift „Odra“ brachte im Septemberheft 2000 einen Nachruf (von Andrzej Więckowski), in dem u.a. zu lesen war: „Wider allen Anschein hat Szczypiorskis Roman und seine Aufnahme in Deutschland dem polnisch-deutschen Dialog keinen guten Dienst erwiesen, es sei denn, man nennt das, was die Deutschen hören wollen, einen Dialog.“ Weiter hieß es in dem als *Korrespondenz aus Moabit* ausgewiesenen Text, die deutsche Rezeption dieses eher „mißlungenen Romans“ zeige, daß die Auf-

fassungen von der neuesten Geschichte in beiden Ländern gegenläufig sind. Die Erwartung, daß der Dialog über das Buch diese Gegenläufigkeit aufheben werde, habe sich nicht bestätigt. Gezeigt habe sich vielmehr das „gierige Verlangen des deutschen Publikums“ nach einem beschönigten Bild der eigenen Rolle während des Krieges in Polen. Noch immer, so der Verfasser, weigerten sich die Deutschen „die bösen Fakten ihres damaligen Wirkens“ anzuerkennen. Gerade die in seinen Augen mißratenen Seiten des Romans hätten eine enthusiastische Aufnahme in Deutschland gefunden, woraus folgt, daß Szczypiorski den deutschen Erwartungen nach Entlastung entgegengekommen sei. Das Geheimnis seines Erfolgs – er hat die deutsche Schuld relativiert und das eigene Nest beschmutzt! War alles nur ein Mißverständnis?

Die Diskrepanz zwischen beiden Urteilen läßt aufhorchen. Ohne die Meinung oder auch den Frust eines einzelnen überzubewerten, sollte sie als Signal für die Asymmetrie der Geschichtsbilder ernst genommen werden, wie sie auch in den politischen Beziehungen jüngst sichtbar geworden ist. (Verstimmung bei den Verhandlungen um die Entschädigung der Zwangsarbeiter durch Äußerungen von Graf Lambsdorff; des Präsidentschaftskandidaten Krzaklewski Rückgriff auf antideutsche Ressentiments im Wahlkampf 2000.)

Als „Die schöne Frau Seidenman“ 1988 in der Bundesrepublik erschien, lagen ihrem Autor Rezensenten und Leser bald zu Füßen – allen voran der Zucht- und Zeremonienmeister des *Literarischen Quartetts*, Reich-Ranicki. Der Augenblick war günstig. Der gewaltfreie Aufstand der *Solidarność* in Danzig hatte, jenseits der Regierungspolitik, eine Welle der Sympathie und spontaner Hilfsbereitschaft für Polen ausgelöst. Auch bezogen auf das zeitgeschichtliche Verhältnis zu den östlichen Nachbarn war die öffentliche Meinung längst nicht mehr nur damit befaßt, die Gedächtniswunden der Vertreibung zu lecken. In einer konzentrierten Aktion auf unterschiedlichem Niveau war die bundesrepublikanische Öffentlichkeit durch die TV-Serie *Holocaust*, Claude Lanzmanns Dokumentarfilm *Shoah* und den Historikerstreit (um die Thesen Ernst Noltes) für das Singuläre der Judenvernichtung sensibilisiert worden. Richard von Weizsäckers denkwürdige Rede zum vierzigsten Jahrestag des Kriegsendes hatte die Deutschen mit der Frage konfrontiert, wie das Jahr 1945 im kollektiven Gedächtnis erinnert werden soll – als Niederla-

ge oder als Befreiung. Auf diese Atmosphäre also traf Szczypiorskis Roman.

Allem Betroffenheitspathos sichtlich abgeneigt, schildert der Autor den Alltag durchschnittlicher Leute in Warschau während des Krieges – und danach. Der deutsche Titel exponiert etwas willkürlich die Geschichte einer Jüdin, die in der besetzten Stadt durch eine Kette anständiger Menschen, darunter ein Deutscher mit dem NS-Parteiabzeichen, aus den Fängen der Gestapo befreit wird. Dieser *plot* überraschte durch den Mangel an nationalem Ressentiment und die sanfte ironische Distanz, mit der Schicksale in finsterner Zeit geschildert werden. Verblüffen konnte die bittere Pointe; die aus dem Gestapogefängnis gerettete Irma S. schwört sich, dieses Gebäude nie wieder zu betreten. Aber nach dem Krieg wird sie unter derselben Adresse im polnischen Außenministerium arbeiten, bis die „antizionistische“ Kampagne 1968 sie aus ihrer Heimat hinausdrängt. Der Roman bricht bei Kriegsende nicht ab. Der Erzähler begleitet seine Figuren bis in die Gegenwart der achtziger Jahre und führt uns Lesern vor, daß die launische Geschichte keinen Stillstand duldet: der einst siegreiche Herrenmensch Stuckler geht im sibirischen Kriegsgefangenenlager jämmerlich zugrunde, ein Denunziant der gehetzten Juden macht in Volkspolen Karriere und der von der Nonne Weronika gerettete jüdische Knabe Artur Hirschfeld alias Gruszecki wird zu einem versnobten polnischen Nationalisten und Antisemiten.

Mit dem Roman erlangte der Autor hierzulande den Ruf, das Erinnern an den Krieg zu einem Instrument der Unterscheidung der Geister, nicht der pauschalen Anklage machen zu wollen. Nur wenigen war bekannt, daß die polnische Kritik das in Paris erschienene Buch von Anfang kühler aufgenommen hatte. Es galt als ein politisch wohlgemeinter Trivialroman, der Stereotype effektiv auf den Kopf zu stellen weiß, aber dessen Konflikte eher publizistisch beredet als in ihrer menschlichen Rätselhaftigkeit ausgelotet würden. Literarisch höher bewertet wurde die früher entstandene (1979 in der DDR übersetzte) geschichtsphilosophische Parabel „Eine Messe für die Stadt Arras“. Ansonsten galt Szczypiorski in Polen vor allem als temperamentvoller Publizist und Verfasser mehrerer Romane über den zweiten Weltkrieg, die durch nichts Außergewöhnliches aufgefallen waren. In Deutschland kam indessen das Gerücht auf, die polnische Kritik strafe den hiesigen Erfolg des Romans wegen der versöhnlichen Haltung des Autors mit Nichtbeachtung. Dabei störte es

niemanden, daß die zurückhaltende Aufnahme des *Początek* zu einem Zeitpunkt (1986) stattfand, als von einem Erfolg oder Mißerfolg der deutschen Übersetzung (1988) noch keine Rede sein konnte. Nachträglich freilich eignete sich der oben erwähnte Nachruf dazu, ein solches Gerücht zu bestätigen.

Für die deutschen Medien waren der Bestseller und sein Autor wie vom Himmel gefallen. Insbesondere die späteren Nachrufe strickten dem Roman eine Legende ohne Gedächtnis. So hieß es, erst Szczypiorski habe mit dem bis dahin in Polen mächtigen Pauschalurteil gebrochen, alle Deutschen mit Nazis gleichzusetzen, er habe als erster zum Antisemitismus im polnischen Alltag kritisch Stellung bezogen usw. Das meiste davon war einseitig bis falsch. Das hier als Novum gerühmte, besaß in der polnischen Literatur über den Krieg bereits Tradition. Einiges davon lag auch deutsch vor: Leon Kruczkowskis Drama *Die Sonnenbrucks*, Jerzy Andrzejewskis groteske Mittel nicht scheuende Prosa *Die fiktive Gattin*, Erzählungen von Zofia Nałkowska und Tadeusz Borowski, Gedichte von Czesław Miłosz oder Tadeusz Różewicz.

Das hiesige Feuilleton war schier aus dem Häuschen, einen gescheiterten Autor vor sich zu haben, der deutsch sprach, seinen Thomas Mann gelesen hatte und stets für eine ausgefallene These gut war. Wie ein Orakel wurde er zu bald jeder deutschen Angelegenheit befragt. Seine Biographie, in Polen gar nicht so selten, besaß in Deutschland eine einschüchternde Autorität: Der Teilnehmer am Warschauer Aufstand im August 1944 wurde im September festgenommen und bis April 1945 ins KZ Sachsenhausen gesperrt. Dort sind die Grundlagen seiner Weltanschauung gelegt worden, so die Überzeugung, daß das Denken in ethnischen Kategorien ein untaugliches Mittel sei, das moralische Verhalten von Menschen zu erklären: Die ersten Prügel bezog er von einem französischen Vorarbeiter, beigestanden hat ihm ein deutscher Sozialdemokrat, der schon seit zehn Jahren im Lager saß. Nach dem Krieg fiel es ihm daher schwer, „die weit verbreitete Meinung zu teilen, daß alle Deutschen Verbrecher sind“. Seit 1956, der Rückkehr Gomułkas an die Macht, knüpfte er große Hoffnungen an dessen Reformkurs, war in verantwortlicher Stellung als Journalist und Diplomat tätig. Abgestoßen von der antisemitischen Kampagne 1968, schloß er sich der Dissidentenbewegung an, was ihm Druckverbot einbrachte. Bei Einführung des Kriegszustandes wurde er inhaftiert. Nach den ersten demokratischen Wahlen 1989 ge-

hörte er bis 1991 für das Bürgerkomitee Solidarność dem polnischen Senat an.

Dem literarischen und medialen Erfolg in Deutschland folgte der als politischer Festredner. Ihm war durchaus nicht wohl dabei. Er sah sich nicht als einen Deutschland-Spezialisten. Seine Auffassungen von der Mentalität der Deutschen, das war eine Handvoll „feuilletonistischer Weisheiten“, die er immer wieder variierte und mit Entschiedenheit vortrug. Zum Beispiel die These vom Perfektionismus als dem Dämon der Deutschen, oder seine Überzeugung, in Deutschland werde seit zweihundert Jahren zu wenig über gesellschaftliche Werte wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, über Sinnfragen wie Erlösung oder Gewissen debattiert, statt dessen viel über Fleiß, Redlichkeit, Pünktlichkeit, Achtung der Obrigkeit – Tugenden also, die sich auch für verbrecherische Ziele einsetzen ließen. Die Andacht, mit der ihm festliche Gremien hierzulande lauschten, mißfiel ihm nicht. Er spielte den Dolmetsch des lieben Gottes mit Bravour und nicht ohne charmante Eitelkeit. Dennoch wurmte es ihn, daß er als Schriftsteller im Ausland mehr galt als in Polen.

Zurück zum eingangs erwähnten polnischen Nachruf. Seine Einwände gegen den „mißlungenen Roman“ geben sich literarisch besorgt, meinen aber etwas anderes. Bei Nennung der Sünden des Romans betreibt der Verfasser unverdrossen ethnische „Mengenlehre“. Er zählt die Figuren der Deutschen, Polen, Juden und bemängelt deren Proporz: zu wenig böse deutsche Besatzer und zu viele Warschauer Geschäftemacher und Antisemiten vor der Ghettomauer, so gut wie kein Soldat der Heimarmee (AK) in Sicht. Auch empört ihn die Überlegung der nach Paris emigrierten alten Frau Seidenman, daß der SS-Mann Stuckler, ihr Feind, sie nicht zu entwürdigen vermochte. Er tat das Erwartete, er wollte sie „nur“ töten. Gedemütigt hätten sie indessen die Akteure der antisemitischen Hetze von 1968. Sie hätten ihr mehr genommen als das Leben, nämlich das Recht einer polnischen Jüdin auf selbstbestimmte Identität. Zugegeben, dieser Diskurs schießt nach dem rhetorischen Effekt. Aber es ist das emotionale Fazit einer verbitterten, aus der einst rettenden Gemeinschaft ausgestoßenen und daher tief verletzten Frau. Nach einer Sentenz Hannah Arendts bestand das Problem der verfolgten Juden nicht darin, „was unsere Feinde taten, sondern was unsere Freunde taten“. Der Nachrufschreiber mußte es nicht wissen. Er hält diese Überlegung deshalb für unannehmbar, weil sie die deutsche Schuld relativiere und den Medien Gelegenheit

biete, über den polnischen Antisemitismus Klage zu führen – etwas Un-erhörtes in einem Land, wo „die Meister des jüdischen Todes“ zu Hause sind. Więckowski ist davon überzeugt, daß das deutsche Publikum aus dem Roman vor allem eine Entlastung seiner Landsleute während des Krieges herausgelesen habe. Einen Beleg dafür erspart er sich.

Entlastet fühlen konnte sich ein deutscher Leser am ehesten von der Figur Johann Müllers. Der Deutsche aus Łódź mit dem NS-Parteiabzeichen ist als ein anständiger und zuverlässiger Mensch gezeichnet, Retter der Jüdin aus den Händen der Gestapo. Ungeachtet seines persönlichen Verhaltens wird er bei Kriegsende seine Heimatstadt verlassen müssen. Die ethnische Ausgrenzung, einst von den Nazis praktiziert, wird sich nun als Retourkutsche durchsetzen. Nach Szczypiorskis eigenem Bekunden widersprach das seiner Überzeugung gänzlich. Aber der Autor, der seine Leser in vielerlei Hinsicht ermuntert, ihre bisherigen Denkgewohnheiten zu überprüfen, weicht hier dem Konflikt um die Vertreibung aus. Der „gute Deutsche“, der unfreiwillig Łódź verlassen muß, distanziert sich von den übrigen Vertriebenen, die sich als Opfer empfinden, und räsoniert über „die Deutschen“, deren Geschichte er doch teilt, wie über „die anderen“. Was einen deutschen Leser interessiert, ob und wie der Sozialdemokrat Müller zum Nationalsozialisten geworden ist, das läßt Szczypiorski gleichgültig. Seinen polnischen Lesern versichert er vor allem, daß Müller sich „zum Teil als Pole fühlte“. Mußte Müller erst polonisiert werden, um als „guter Deutscher“ für die Leser zumutbar zu sein, ohne das feindliche Klischee der *Vertriebenen* dabei anzutasten?

Auch wenn die Gründe für einen Lesererfolg immer etwas rätselhaft bleiben, zeigen zumindest die deutschen Rezensionen keinerlei „gieriges Verlangen“ nach Entlastung. Um das Motiv des „guten Deutschen“ kümmert sich niemand besonders. Als zentrales Anliegen des Romans erkennt eine Rezensentin, übereinstimmend mit vielen anderen, dem Leser zu vergegenwärtigen, „was es in jenen Jahren in Polen bedeutet hat, zu überleben“ für den gehetzten Juden Henryk Fichtelbaum, für den Denunzianten Broniek Blutman, für Irma Seidenman und für „die namenlosen Polen, die sich weder durch besonderen Mut noch durch spezielle Niedertracht auszeichneten“ (Klara Obermüller, Die Weltwoche v. 25.02.1988).

Die Überlegungen und mehr noch die Emotionen des polnischen Kritikers sind zwanghaft auf den polnisch-deutschen Gegensatz der Kriegszeit fixiert, dem ordnet er alles andere unter. Dort möchte er die Geschichte anhalten. Der Antisemitismus erscheint ihm nicht latente Herausforderung der abendländischen Kultur, er behandelt ihn lediglich als Fundus an Belastungsmaterial für einen nationalen Schlagabtausch. Auch die Erwähnung der beiden konkurrierenden totalitären Diktaturen, der faschistischen und der kommunistischen, durch Szczypiorski fügt sich ihm zu einem Entlastungsmanöver für die gebeutelte deutsche Seele. Das wäre besser unterblieben.

Die reichlich aufgebauten Einwände gegen den „mißlungenen Roman“ haben einen gemeinsamen Nenner. Es ist ein tief sitzendes Unbehagen darüber, daß der Romanautor den nationalen Kanon des kollektiven Gedächtnisses an den Zweiten Weltkrieg verletzte. Schule und Elternhaus und natürlich die Literatur haben ein Muster in die Köpfe und Herzen gepflanzt, darin für den Polen die Rolle eines Helden oder Märtyrers, eines selbstlosen Kämpfers oder unschuldigen Opfers festgeschrieben ist. Für Denunzianten, Kollaborateure oder Antisemiten gibt es darin, versteht sich, keinen Platz. Nicht seit heute wissen wir, wie schwer Nationen ohne Riten und Erzählungen auskommen, die ein positives Selbstbild hegen sollen. „Erlittenes Leid und erfahrenes Unrecht schreiben sich über Generationen tief ins Gedächtnis ein, Schuld und Scham dagegen führen zum Abdecken durch Schweigen“ (A.Assmann). Der Nachrufschreiber meint, Szczypiorski habe einen schlechten Roman verfaßt, weil er das kanonische Muster kollektiven Erinnerns und Beschweigens nicht fortgeschrieben hat. In der Tat zog der es vor, auf die Brüche in der Erinnerung der Polen und der Juden hinzuweisen, statt diese durch heroische Selbststilisierung einzuebnen. Für den Kritiker offenbar eine unzumutbare Verletzung der einträchtigen Erinnerung und obendrein Wasser auf die Mühlen von ... Frau Erika Steinbach! Das Beklemmende an solcher Argumentation ist ihre unzeitgemäße wie populistische Emotionalität.

Hart geht der Nachrufschreiber auch mit Szczypiorski dem Publizisten und Freund deutscher Politiker um. Er habe sich instrumentalisiert lassen, beteiligte sich an einem quasi Dialog, dessen Themen und Teilnehmer die deutsche Seite bestimmte. Die mediale Geschäftigkeit derselben polnisch-deutschen Akteure, deren einträchtiges Sich-auf-die-Schulter-

Klopfen sei ein Alibi zur Entlastung deutscher Geschichtskomplexe, aber kein Dialog zwischen Kulturen, der bekanntlich von der Differenz lebt.

Zweifellos ist die Konzeptlosigkeit der Politik und das „stabile“ Desinteresse der Deutschen an den östlichen Nachbarn durch Versöhnungsrituale gelegentlich verdeckt worden. Hierbei erfüllten auch Szczypiorskis Medienauftritte eine Alibi-Funktion. Aber eine böswillige Unterstellung erscheint die Behauptung, er habe den Deutschen nach dem Munde geredet. Ein Mann des scharfen und schnellen Wortes, mischte er sich auf eigene Verantwortung in die deutschen Debatten ein. Er wollte provozieren und er stieß auf Widerspruch. Als man ihn 1992 nach dem Gesetz zum Umgang mit den Stasi-Akten befragte, fand er das „ganz idiotisch...Solch eine Dummheit ist nur in Ostdeutschland möglich, nur in Preußen.“ (Wochenpost Nr.10/92). Eine undiplomatische Entgleisung war das nicht. Eher der Reflex einer verbreiteten Einstellung polnischer Intellektueller gegenüber der DDR, die sie seit den 60er Jahren nur als lästiges Transitland – auf ihren Reisen nach dem Westen – geschlossenen Auges durchquerten. Verachtung und Wut, wofür die DDR auch mit ihren Grenzkontrollen reichlich Grund lieferte, mündeten in Ignoranz. Man war der Ansicht, daß es die Mühe nicht lohne, hinter die Kulissen der DDR-Propaganda zu schauen, weil alle Ostdeutschen als loyale Untertanen im „roten Preußen“ sich mit ihrem Staat identifizierten und auch die Russen bzw. Sowjets so liebten wie weiland Kaiser Wilhelm seinen Vetter Nikolaus auf dem Zarenthron. So äußerte sich Szczypiorski sinngemäß in der inoffiziellen Zeitschrift „Krytyka“ (Nr.7/80).

Später sprach er den geistigen Eliten der DDR wegen ihrer „großen Anhänglichkeit an das kommunistische System“ jedes oppositionelle Verdienst ab. „Die Deutschen in der DDR – das ist die traurige Wahrheit – rührten keinen Finger, um das System zu stürzen.“ (FAZ vom 4.03.1995). Solche polemischen Breitseiten regten in Stuttgart oder Hamburg niemanden auf. In Dresden aber wirkten sie unsachlich, denunziatorisch und stießen auf Widerspruch der Oppositionellen, deren Verbündeter Szczypiorski eigentlich war. Ich frage mich, ob seine Publizistik zur geistigen Transformation in Ostdeutschland etwas hätte beitragen können? Der Blick von außen, aus der Perspektive ungleicher Erfahrungen mit einem verwandten politischen System hätte das hiesige Wissen neu definieren und der zwangsläufig partikularen Erinnerung andere Richtungen weisen können. Hier bin ich gespalten. Szczypiorskis herablassender

Tonfall mißfällt mir. Allzu plakativ schreibt er den Ostdeutschen Dummheit, unsympathisches Preußentum, ideologische Hörigkeit zu. Im selben Atemzug verklärt er die Bonner Republik, deren Verhältnis zum Dritten Reich er einzig auf das „nationale Schuldgefühl“ und den Willen zur „Wiedergutmachung“ gegründet sieht. Andererseits hat er Recht, wenn er aus der Nibelungentreue der DDR-Eliten zum SED-Regime banalen Opportunismus, Sorge um eigene Privilegien und „die Weigerung, ein persönliches Risiko einzugehen,“ herausliest. Bis heute verspürt das Establishment der DDR heftige Abneigung gegen Vergleiche mit Polen oder Ungarn. Es hält sie für ungerecht, sie sind aber nur unbequem.

Den Verfasser des harschen Nachrufs mag der Schriftsteller und Publizist Szczypiorski irritieren, beunruhigt ist er durch etwas anderes: durch das Ungleichgewicht der Potentiale zwischen Polen und Deutschland. Gegen diese Alltagserfahrung kommt bloße Versöhnungsrhetorik nicht auf. Also wird nach einem Gegenmittel gesucht. Man mag die Asymmetrie für unvermeidbar halten, aber die Irritation darüber ist jenseits der Oder keine Sache von Außenseitern. Das Bedürfnis nach (wenigstens) symbolischer Kompensation entspricht einer breiten Stimmungslage. Wie verschafft man sich einen Ausgleich? Eine zwiespältige wie populäre Suggestion geht dahin, die Deutschen unter keinen Umständen aus ihren Schuldgefühlen zu entlassen. So kann man für sich selber die Rolle des unschuldigen Opfers verewigen. Um die moralische Überlegenheit jedoch zu behaupten, muß die Eintracht kollektiver Erinnerung gegen *Nestbeschmutzer* geschützt werden.

Der bloß literarische Fall einer paradoxen Rezeption lohnte keine besondere Aufregung. Bekanntlich liest jeder Leser ein und denselben Text anders, begeht an ihm also einen „schöpferischen Verrat“, zumal dann, wenn eine Sprach- und Kulturgrenze überschritten wird. Und formale Innovation ist noch nie die notwendige Bedingung für einen Lesererfolg gewesen. Eine Binsenweisheit. Aber hier steht nicht die Literatur, nicht ein innovatives Textverfahren auf dem Spiel, sondern die Macht der *Kontexte*. Es geht um das identitätsstiftende Vermögen kollektiven Gedächtnisses und darum, ob nur das in der Erinnerung aufbewahrt werden soll, was das eigne nationale Wohlbefinden nicht stört.

Was bedeutet nun diese punktuelle Diskrepanz? Sie zeigt an, daß die Rhetorik der politischen und geistigen Eliten sich nicht ohne weiteres mit

der Sichtweise und Stimmungslage der gesellschaftlichen Basis deckt. Da mag man in der Beletage Parolen der Versöhnung und der Interessengemeinschaft hin und her schieben, im Parterre rumort es derweil ob der Zumutungen, die der Alltag an die eigene Identität stellt. Die Versuchung, den Reibungen auszuweichen, ist groß; entweder ins Wunschdenken einer naiven oder kalkulierten Gedächtnislosigkeit oder in einen rückwärtsgewandten kulturellen Autismus. Vielleicht ist der Fall, von dem hier die Rede war, nur ein grelles Signal dafür, wieviel tiefer liegendes, geschichtliches Unverständnis den alltäglichen Umgang mit den Nachbarn – auch ein Jahrzehnt nach der vertraglich vereinbarten „Guten Nachbarschaft“ – so holperig macht.

Andrzej Szczypiorski – zur Person

Als die Hitlertruppen ins Land einfielen, schien nicht nur Polen verloren, sondern auch die Kindheit und der jugendliche Glaube des 15jährigen Andrzej Szczypiorski. Die Weltliteratur gab ihm einen neuen Halt, die Frontbewegungen interessierten ihn weit weniger als die Schicksale bei Leo Tolstoi oder bei Thomas Mann, wo er „die echten Deutschen“ fand. Die deutsche Sprache erlernte er im KZ Sachsenhausen, in das er als Kämpfer des Warschauer Aufstandes verschleppt wurde. Es blieb nicht seine einzige Lagererfahrung, fast 40 Jahre später wurde er von eigenen Landsleuten interniert, als 1981 in Polen der Kriegszustand ausgerufen wurde. Nach dem Krieg glaubte Szczypiorski wie viele, die kommunistische Führung lasse sich reformieren und Polen werde zumindest einen Teil seiner Unabhängigkeit zurückerhalten. Er arbeitete als Rundfunkjournalist und war nach dem Sturz der Stalinisten 1956 zwei Jahre lang Presse- und Kulturattaché in Kopenhagen. Nach seiner Heimkehr wurde er freier Schriftsteller, bald jedoch ein verbotener. Um zu überleben, veröffentlichte er Krimis und Jugendbücher. Sein „echtes“ Werk zirkulierte in Hunderten von Fotokopien im Untergrund, nach dem Erfolg von *Die schöne Frau Seidenman* zu Hunderttausenden von Büchern im Westen. 1991 wechselte Szczypiorski seinen Schreibtisch mit einem Sitz im ersten frei gewählten polnischen Senat, jedoch nur für zwei Jahre: „Ein einziger guter Roman bedeutet für das Leben eines Volkes mehr als tausend Parlamentsreden.“ Und Szczypiorskis Bücher bedeuten nicht nur seinen Landsleuten sehr viel, denn in ihnen beschreibt er ein universelles Thema, die „totalitäre Herausforderung des zwanzigsten Jahrhunderts“, „weil das mein Leben, meine Erinnerung und meine Erfahrung ist“. Wie das Thema der Liebe, der zweiten Konstante in Andrzej Szczypiorskis Werk, „weil die Liebe die einzige Rettung ist, die uns bleibt“.

Aus: Diogenes Autoren Album